Familienblätter
Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 10. Posen, den 11. März. **1894.**

Der Polizei-Sergeant Nummer 21.

Die Geschichte eines Verbrechens.

Von Reginald Barnett.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Dadurch konnten, wie schon gesagt, die Beziehungen, welche zwischen Saint Alban und der Frau des Sträflings bestanden, erklärt werden. Aber diese natürliche Erklärung war für Robert Power sehr unbefriedigend und machte ihn um so begieriger, nach Dartmoor zu eilen. Sobald die Verhandlung gegen Charlotte Duvivier beendet war, verabschiedete er sich von seinen Freunden und machte sich auf den Weg.

Sir John Hunter bestand darauf, den französischen Bürgermeister von Sandbank mit sich zu nehmen. Duvivier war ganz gebrochen. Trotz Allem, was man ihm sagte, hatte er sich doch mit der eiteln Hoffnung geschmeichelt, daß die Anklage gegen seine Nichte fallen werde; der Ausgang der Verhandlung war daher ein schwerer Schlag für ihn. Jetzt tobte er über englischen Eigensinn, englische Ungerechtigkeit und englische Brutalität und verwünschte den Tag, an dem er seiner Nichte erlaubt hatte, den Boden des perfiden Albion zu betreten.

Sir John Hunter hielt es daher für das Beste, daß er Sandbank verlasse und mit Duvivier nach London gehe. Es war wenig mehr zu thun, als geduldig während der Zeit zu warten, die bis zu der von ihnen gehofften endgiltigen Freisprechung Charlottens hingehen mußte. Baron Hunter hatte seinen Einfluß angewendet, um die Lage des jungen Mädchens im Gefängniß erträglicher zu machen. Er besaß mächtige Freunde und scheute sich nicht, sie zu diesem Zweck in Anspruch zu nehmen.

Sir John besaß ein Haus in der Stadt, in der Nähe des Hyde-Park, und dahin führte er Monsieur Duvivier.

Der gutmüthige Baron war weit davon entfernt, den seltsamen Zwischenfall vorauszusehen, welchen seine freundschaftlichen Gefühle für seinen französischen Freund herbeiführen sollten.

Der alte Franzose verbrachte seine Tage sehr trübselig, ging nur wenig aus und hielt sich hartnäckig von allen Zerstreuungen fern. Abends saß er im Salon bei Sir John und Lady Hunter.

Eines Abends — einige Tage nach seiner Ankunft in London — blätterte Monsieur Duvivier gedankenlos in einem Photographiealbum der Lady Hunter und wandte die Bilder, die ihm ganz fremde Personen darstellten, eines nach dem andern mechanisch um. Plötzlich erhob er den Kopf.

„Diesen hier kenne ich!“ sagte er. „Ich täusche mich nicht, das ist er!“

„Haben Sie Jemand erkannt, Monsieur Duvivier?“ fragte Lady Hunter mit freundlichem Lächeln, „wer könnte das sein?“

Sie verließ ihren Platz und näherte sich dem alten Herrn, welcher mit dem Finger auf eine Photographie deutete.

„Das ist ja Mr. Saint Alban!“ sagte Lady Hunter erstaunt, „und hier neben ihm ist seine Frau.“

„Saint Alban!“ rief Sir John aus, welcher in ein Journal vertieft gewesen. „Hast Du diesen Burschen in Deinem Album, Emmy? Ich werde Dich bitten, ihn herauszunehmen, dieser Schurke ist eines Platzes darin nicht werth.“

„Saint Alban!“ sagte Monsieur Duvivier ganz verwirrt. „Aber ich habe Monsieur Saint Alban nie gesehen, und es ist nicht möglich, daß ich ihn kenne. Dieser da, von dem ich spreche, ist eine Person Namens Courtin, welchen ich vor einigen Jahren in Frankreich gesehen habe.“

„Nicht möglich!“ rief Sir John aufspringend und trat näher, um einen Blick auf das Album zu werfen.

„Nein, Sie irren sich! Dieser Mann ist, wie meine Frau sagt, Mr. Saint Alban, derselbe Mensch, welcher — aber Sie wissen ja.“

Duvivier starrte das Porträt mit ängstlicher Spannung wieder an.

„Bei Gott“, erwiderte er, „ich irre mich keineswegs, das Bild ist zu vorzüglich: es ist Courtin und kein Anderer! Ich würde ihn überall erkennen.“

„Courtin? Courtin?“ fragte Sir John Hunter, erstaunt über Duviviers Beharrlichkeit. „Was erinnert Sie an irgend einen Courtin, während doch Saint Albans Porträt vor Ihnen liegt? Ich sage Ihnen, Sie müssen sich irren! Wahrscheinlich täuscht Sie eine Aehnlichkeit!“

„Dies ist unzweifelhaft Mr. Saint Albans Photographie“, sagte die Baronin, „er gab sie uns — erinnerst Du Dich, mein Lieber? — im letzten Sommer, während wir Alle im Marinehotel wohnten. Nein, halt! Ich irre mich, nicht er hat sie uns gegeben, sondern seine Frau. Jetzt erinnere ich mich, daß ich ihr die meinige und auch Deine dagegen gegeben habe.“

„Nun, ich kann Ihnen nur sagen,“ erwiderte der alte Herr, „daß Ihr Monsieur Saint Alban derselbe Courtin ist, den ich in Frankreich kannte. Ich bin nicht im Geringsten im Zweifel, das Porträt ist ausgezeichnet. Es ist Courtin wie er leibt und lebt! Es ist nicht möglich, daß zwei Menschen einander so vollkommen gleichen.“

„Aber was war dieser Courtin?“ fragte der Baron nachdenklich.

„Das ist eine eigenthümliche Geschichte und deshalb erinnere ich mich dieses Menschen so genau", erwiderte der Bürgermeister von Rouen, „sie beginnt in den Tagen unseres verhängnißvollen Krieges mit Deutschland."

„Des deutsch-französischen Krieges?" wiederholte Sir John mit wachsender Spannung.

„Ja, des deutsch-französischen Krieges", erwiderte Monsieur Duvivier. „Sie wissen, daß ich als guter Franzose die Waffen ergriff, als jeder erwachsene Mann, der eine Muskete tragen konnte, zur Vertheidigung des Vaterlandes nöthig war. Nun, 1870 war ich Kapitän der Mobilgarde und stand damals in Tours, wo Gambetta und andere Mitglieder der Regierung sich versammelt hatten. Sie erinnern sich ohne Zweifel jener Phase des Feldzugs?"

Der Baron nickte zustimmend.

„Unsere Hauptbeschäftigung war, nach Spionen zu fahnden. Eine Menge derselben lauerte in der Nachbarstadt, beobachtete unsere Bewegungen, sammelte Nachrichten und schlich hinüber zu den deutschen Linien. Wie Sie wissen, liegt Tours zwischen der Loire und dem Cher. In der Nachbarstadt trieben sich verschiedene Zigeunerbanden umher, schon seit langer Zeit, so lange überhaupt solche Banden in Frankreich umherziehen."

Bei der Erwähnung der Zigeuner wurde der Baron aufmerksamer.

„Wir hatten Grund, von diesen Zigeunern das Schlimmste zu argwöhnen", fuhr Duvivier fort. „Sie sahen sich nicht als Franzosen an, waren nicht vom Gefühl des Patriotismus beseelt, und deutsches Geld war ihnen so willkommen, als anderes."

„Weiter, weiter!" rief der Baron gespannt.

„Eines Tages wurden mir von meinen Soldaten mehrere Zigeuner vorgeführt, in deren Besitz man verdächtige Papiere gefunden hatte. Unter diesen befand sich auch ein Bursche, Namens Courtin. Er war wie die anderen Zigeuner gekleidet und sah auch ebenso aus; ich hielt ihn für ein Mitglied der Bande, obgleich sein intelligentes Wesen mir auffiel. Die Papiere bewiesen deutlich, daß die Schurken mit unseren Feinden in Verbindung standen. Wir hatten nicht Zeit, uns lange mit Kriegsgerichten aufzuhalten; nachdem ich mich daher davon überzeugt hatte, daß die Leute Spione seien, hielt ich es für überflüssig, noch weitere Zeit zu verschwenden und meine Vorgesetzten damit zu behelligen. Ich gab einfach Befehl, die Spione in den Kasernenhof zu führen und zu erschießen."

„Bei Gott! Das war rasche Arbeit!" sagte Sir John.

„Das ist eine der grausamen Nothwendigkeiten des Krieges", erwiderte Duvivier mit einem echt französischen Achselzucken. „Um nun zu unserm Courtin zurück zu kehren, so bat dieser Bursche, nachdem ich den Befehl gegeben hatte, die ganze Gesellschaft zu erschießen, um die Erlaubniß, mich im Geheimen zu sprechen. Er sagte, er habe eine Mittheilung zu machen und Beweise vorzubringen, welche seine Unschuld unzweifelhaft an den Tag bringen würden. Der Schurke sprach mit großer Kaltblütigkeit, und ich dachte, ich könne ihn jedenfalls anhören, obgleich ich keinen Unterschied machen und er seine Kugel dennoch erhalten werde. Er erzählte mir nun Folgendes. Bis zum Ausbruch des Krieges hatte er als Gehilfe im Contor eines Seidenhändlers gearbeitet, dann hatte er ein junges Mädchen, die Tochter eines angesehenen Geschäftsmannes aus Tours, geheirathet und konnte beweisen, daß er ein ehrlicher, loyaler Bürger sei. Die verdächtigen Umstände, unter welchen er ergriffen worden war, erklärten sich dadurch, daß er am Tage zuvor außerhalb der Stadt unglücklicherweise von einer Bande von Zigeunern ergriffen worden sei, welche ihn mit Gewalt genöthigt haben, mit ihnen zu gehen, wahrscheinlich deshalb, damit die Anwesenheit eines respektablen Bürgers den Verdacht von ihnen ablenken sollte. Als sie von den Soldaten ergriffen worden waren, sei er nahe daran gewesen, von der Bande zu entfliehen. Ich hörte sein Geschwätz an und schenkte ihm natürlich keinen Glauben. „Es ist eine hübsche Geschichte", sagte ich, „und Sie hoffen natürlich, daß dieselbe Sie von dem Loos Ihrer Kameraden retten wird; aber wo sind die Beweise, von denen Sie sprachen? Ich kann Ihr bloßes Wort nicht dafür nehmen."

„Hatte er Beweise?" fragte Lady Hunter gespannt.

„Das werden Sie sogleich vernehmen, gnädige Frau", erwiderte Monsieur Duvivier, „denn ich komme zum Ende meiner Erzählung. Als ich Beweise verlangte, fragte Courtin: „Werden meine Frau und mein früherer Prinzipal genügen?"

„Das hängt von dem Charakter Ihrer Aussagen ab", sagte ich. „Erst muß ich wissen, wer Ihre Frau und Ihr Prinzipal sind?"

„Meine Frau, Madame Courtin," erwiderte er, „ist die Tochter von Monsieur Bertin, welcher bei der Kathedrale einen Laden hat. Mein Chef, dessen Geschäft in Folge des Krieges geschlossen ist, ist Monsieur Preval, der Seidenfabrikant in der Straße St. Martin. Sie werden meine Frau ohne Zweifel in Thränen zu Hause finden, lassen Sie sie holen, die Adresse ist Rue des Martyrs Nr. 5. Lassen Sie auch meinen Chef holen, wenn Sie wollen, dessen Wohnung ich bereits angegeben habe." Monsieur Bertin, der Vater seiner jungen Frau, war mir nun wohl bekannt und sogar ein Geschäftsfreund von mir, Monsieur Preval kannte ich ebenfalls, außerdem wußte ich, daß Beide unverdächtige und vortreffliche Bürger waren. Daher hielt ich mich für berechtigt, Courtins Hinrichtung aufzuschieben und weitere Erkundigungen einzuziehen. Es wurde nach Madame Courtin gesandt. Sie war eine junge, hübsche Frau, welche noch nicht lange verheirathet war; sie erschien mit Thränen in den Augen und bat mich, ihren unschuldigen Mann zu retten; auch Monsieur Preval kam und versicherte, es müsse ein Mißverständniß obwalten. Ich bin von Natur nicht grausam, und nach dem, was ich gehört hatte, verlangte ich nichts Besseres, als Courtin freizulassen und ihn glücklich nach Hause zu schicken. Ich ließ ihn los und ließ die Anderen erschießen."

Diese Erzählung machte auf Sir Hunter gewaltigen Eindruck.

„Und Sie sind überzeugt", fragte er, „daß das Portrait vor Ihnen das dieses Courtin ist?"

„Ganz entschieden", erwiderte Monsieur Duvivier, „ich kann mich in keinem Falle irren. Das seltsame Gesicht des Burschen, sein kühles Benehmen der Gefahr gegenüber — denn er war so nahe daran, erschossen zu werden, als irgend ein Soldat im heftigsten Kugelregen — grub sich meinem Gedächtniß ein, und ich würde ihn unter Tausenden wieder erkennen."

„Und er würde Sie auch erkennen", bemerkte der Baron. „Kannte übrigens Courtin Ihren Namen?"

Duvivier dachte nach.

„Ich glaube nicht", erwiderte er, „in meiner Eigenschaft als Kommandeur wurde ich immer nur mit meiner Charge angeredet. Ich glaube nicht, daß er meinen Namen gehört hat."

„Ich hab' es," rief Sir John triumphirend, „Courtin und Saint Alban müssen eine Person sein! Ihre Erzählung überzeugt mich vollkommen davon, und jetzt weiß ich auch, warum er auf so geheimnißvolle Weise aus Sandbank abreiste. Er hat Sie in dem Hotel gesehen, erkannt, und deshalb floh er!"

„Er hat mich im Hotel gesehen", fragte Duvivier erstaunt. „Courtin hat mich gesehen?"

„Ja. Ich war dessen nicht ganz sicher, aber jetzt bin ich davon überzeugt. Ich habe ihn in der Dunkelheit bemerkt, wie er nach uns sah, als ich Ihnen an jenem Abend vor Ihrer Thüre auf dem Korridor gute Nacht sagte. Er erblickte Sie und hat Sie sofort erkannt. Welch' seltsame Entdeckung! Jetzt haben wir vielleicht die ganze Geschichte in den Händen! Sie müssen morgen mit mir nach Tours fahren."

„Nach Tours?" rief Duvivier.

„Ja, nach Tours. Sehen Sie nicht, daß Alles von dieser Reise abhängt? Courtin hatte eine Frau. Was ist aus ihr geworden? Courtin, alias Saint Alban, hat wieder geheirathet, wie wir wissen, aber wir müssen Madame Courtin Nr. 1 ermitteln. In Tours wird man uns darüber Auskunft geben können."

„Ich habe erfahren, daß der alte Bertin, ihr Vater, gestorben ist."

„Das macht nichts aus. Es wird noch Jemand in der Familie übrig sein. Kommen Sie, wir müssen handeln, Charlottens Interesse verlangt es! Ich sende sofort eine Botschaft an Mr. Norfolk und theile ihm mit, was wir durch diesen glücklichen Zufall entdeckt haben. Morgen aber reisen wir direkt nach Tours. Wir dürfen keinen Augenblick zögern. Welche Ueberraschung! Ich kann sie noch kaum fassen."

Der Baron gab seinen Dienstboten einige Aufträge, sandte einen Brief an Norfolk und bereitete Alles vor, um am nächsten Morgen mit Monsieur Duvivier nach Frankreich abzureisen. Obgleich der Baron nicht an Schlaflosigkeit litt, sondern eine kräftige Gesundheit besaß, hielt ihn doch die seltsame Wendung, welche die Ereignisse genommen hatten, die halbe Nacht wach.

Je mehr er nachdachte, umso fester war er davon überzeugt, daß Courtin und Mr. Saint Alban identisch wären. Der Zigeunerknabe, welchen der italienische Flüchtling erzogen hatte, war ohne Zweifel seinem Wohlthäter nach Frankreich gefolgt und nach dem Tode desselben auf seine eigene Kraft angewiesen geblieben. Er hatte Beschäftigung gefunden und war nach Tours gekommen, wo er sich verheirathete. Das Uebrige mußte sich durch Nachforschungen in Tours selbst aufklären. Jedenfalls hatte man jetzt eine wichtige Spur in Bezug auf Saint Albans Vergangenheit, die sofort verfolgt werden mußte.

Die Stunde der Abreise kam endlich, und Sir John fuhr mit Duvivier nach dem Bahnhof. Ein Herr mit buschigen Augenbrauen und scharfen, grauen Augen erwartete sie dort, welchen der Franzose erkannte und dem Baron als Monsieur Brusel vorstellte.

Aber Mister Brusel hatte noch etwas Besseres zu seiner Empfehlung, als diese Vorstellung. Ein Brief von Mister Norfolk, den er übergab, sprach die Meinung aus, der Detektive würde ihnen ein nützlicher Begleiter sein.

„Wenn es Ihnen recht ist, Sir," sagte der Letztere, „so werde ich mich Ihnen anschließen. Zwei Köpfe sind besser als einer, sagt man, und drei sind besser als zwei, und sechs Fäuste schaffen mehr als vier, und Niemand kann sagen, ob unsere Fäuste nicht auch noch nützlich sein werden."

Sir John, dem ein gewandter Mann stets willkommen war und der Tom Brusel auf den ersten Blick richtig beurtheilte, nahm das Anerbieten desselben sofort mit Vergnügen an.

27.

Wer in Plymouth früh aufsteht, sieht oft Schaaren glatt rasirter Männer, welche an einander gekettet sind. Solche Gruppen kommen häufig mit der Eisenbahn auf dem Bahnhof an und nehmen nach kurzem Aufenthalt ihre Plätze in einem großen, düster aussehenden Omnibus ein, welcher von finster dreinschauenden Wächtern begleitet wird. Die Einwohner von Plymouth sind an diesen Anblick gewöhnt und achten wenig auf diese Reisende. Es sind Sträflinge, welche in das Gefängniß von Dartmoor abgeliefert werden, das auf einer Anhöhe, etwa zweitausend Fuß über dem Spiegel des Meeres liegt. Es ist ein düsteres Gebäude, das rings von einer Einöde umgeben und fast das ganze Jahr über in trübe Nebel eingehüllt ist. Wenn ein Sträfling in das Gefängniß von Dartmoor eintritt, so gelten Dantes Worte für ihn: „Lasciate ogni sperenza." („Laßt alle Hoffnung hinter euch").

Es giebt keine Aussicht auf Flucht und keine Hoffnung für ihn, bis seine Zeit um ist; nur durch gute Führung kann er dieselbe abkürzen. Dartmoor ist eine Welt für sich; Leute aller Stände, aller Typen sind in seinen Mauern zu finden. Jeder Sträfling ist nur unter seiner Nummer bekannt, aber wenn man den Namen zu der Nummer fügt und die Geschichte zu dem Namen — welch' eine Mannigfaltigkeit ergiebt sich dann hier! Zum Beispiel Nr. 25.730. Seine äußere Erscheinung ist nicht im geringsten verschieden von der seines Nachbars in der nächsten Zelle 25.731. Beide tragen dieselben rauhen Mützen und Jacken, die mit einem breiten Pfeil gezeichnet sind, Beide tragen dieselben rauhen Strümpfe und Stiefel, Beide führen dasselbe Sträflingsleben und gehorchen denselben Vorschriften und doch, welch' eine Kluft liegt zwischen der Vergangenheit dieser Beiden!

Der Eine ist ein geborener Verbrecher, sein Vater war ein Dieb, seine Mutter vielleicht auch, er ist im Laster aufgewachsen, zum Verbrecher erzogen worden und im Gefängniß vollkommen zu Hause.

Sein Nachbar Nr. 25.731 ist dagegen ein Neuling. Vor noch nicht langer Zeit war er ein gut aussehender, hoffnungsvoller Jüngling mit rosigen Wangen und einem herzlichen Lachen, der im Wohlleben aufwuchs und die Freude seiner Eltern und Verwandten war. Aber seine Genußsucht brachte ihn auf böse Wege und in schlechte Gesellschaft, und hier büßt er für die Thorheiten einer tollen Jugend.

Das Leben der Wächter und Soldaten ist wenig verschieden von dem trübseligen Dasein der Gefangenen. Dieselben Nebel verdüstern auch ihre Existenz, dieselben kalten Windstöße blasen auch ihnen ins Gesicht, auch sie haben sich einer strengen Disciplin zu unterwerfen. Unverheirathete Wärter wohnen beisammen, sie haben ihr Lesezimmer, ihr Billardzimmer und eine mit Sand bestreute Wirthsstube, aber es ist im besten Fall ein melancholisches Dasein. Die Unterhaltung dreht sich meistens um Erlebnisse im Gefängniß, um die Schlauheit, Bosheit und Intriguen der Verbrecher und die Eifersucht der Angestellten, welche die gute Meinung ihrer Vorgesetzten zu gewinnen streben. Auch über ihnen liegt der Schatten des Gefängnißdaseins.

(Fortsetzung folgt.)

Sascha's Hund.

Skizze von Wilhelm Fischer.

(Nachdruck verboten.)

Masuren! . . .

Schwermüthig angehaucht und monoton wie das Land ist auch das Volk und sein Lied. Vergeblich jubelt dort aus göttlicher Kehle die Nachtigall die meisterliche Melodei der Gottheit — der Bauer geht finster vorüber, fatalistisch lebt er in die Sorgen des Tages hinein, und unlustig gewinnt er dem spröden Boden seinen Lebensunterhalt ab; die Freude am Dasein ist ihm fremd. Seltsames Volk! . . . .

Ignacy Träsky war ein ächter Masure; finster und verschlossen lebte er, ein trotziger Einsiedler, in seiner armseligen Hütte; im Sommer hütete er das Vieh des Dorfes und im Winter lebte er erbärmlicher wie das Raubzeug im nahen Walde. Sein struppiges schwarzes Haar, das ihm wirr in die Stirne und tief in den Nacken hing, der unstäte, scheue und wieder träumerische Blick seiner blöden Augen, die häßliche Nase, der leidenschaftliche Mund, der zottige Bart, die lässige Haltung, seine schmierige Kleidung machten den seltsamen Kauz zu einem Original, dem die Andern im Dorfe gerne aus dem Wege gingen.

Früher war das Alles anders; Ignacy war damals Jägerbursche des Gutsherrn, ein lustiger Geselle, der wohlgemuth im Walde pürschte und in der Schenke prahlte. Die Weiber sahen ihn gern und die Männer waren nicht neidisch; man grüßte ihn, wie man den Gutsherrn grüßte und lauschte ihm bewundernd in der Schenke.

Sascha, des Koßäthen liebliche Tochter, die schöne Sascha, wie sie der Gutsherr nannte, sah man oft im Zwielicht an des Jägers Seite; am Brunnen stand sie oft mit ihm in leisem Gespräch, auch saß sie einigemale in der Schenke an seiner Seite. Am Ignacytage ging sie zu ihm in die Hütte; die Leute schmunzelten, denn ein gar wunderliches Geschenk brachte Sascha ihrem Ignacy: einen kleinen, drolligen Hund, dem sie zur Feier des Tages ein knallrothes Band um den kurzen, wolligen Hals gebunden hatte.

Sascha arbeitete einmal auf dem Felde, Niemand war weit und breit zu sehen; da kam der junge Gutsherr herangeritten und sprach mit ihr . . . . Sascha erzählte es Niemand, weder Ignacy noch ihrer Mutter, aber sie sprach viel von der Stadt, kleidete sich eitler und trug das Haupt stolzer. Eines Tages suchte sie ihre Schulbücher wieder hervor und begann eifrig zu lesen, zu schreiben und zu rechnen, auch war sie eitler auf ihre Hände und so lässig bei der Arbeit, daß die Mutter sie oftmals schelten mußte.

Wie alljährlich, so reiste auch, als der Nordwind rauher wehte und die Bäume erstarrend den welken Blätterschmuck von sich schüttelten, der junge Gutsherr wieder in die große Stadt, und wenige Tage später entwich Sascha ohne ein Wort des Abschieds dem Heim der Eltern, ohne einen Kuß von ihm. Es hieß zuerst, die Wölfe, die sich alljährlich im nahen Gehölze zeigten, hätten sie zerrissen; später aber redete man anders. Ignacy saß von da ab tagelang in der Schenke; finsteren Gemüthes trank er das Gift in vollen Zügen und wurde so zum Säufer, dem man kein Amt mehr anvertrauen durfte.

* * *

So waren darüber Jahre vergangen; um zu leben, wurde Ignacy Hirte; und man erzählte sich, daß er Nachts durch die Wälder streifte und wilderte; die Leute gingen dem unheimlichen verwahrlosten Gesellen gerne aus dem Wege; auch in der Schenke mied man ihn. Sein steter, treuer Begleiter war Saschas Hund. Ignacy hatte ihn Hektor genannt; Hektor hieß auch der junge Gutsherr; doch Niemand ahnte, daß der vornehme Herr der Pathe des Hundes sei.

Ignacy liebte seinen Hund wie dieser ihn; wehe dem Uebermüthigen, der es gewagt hätte, dem Hunde etwas zu Leide zu thun, er hätte es bitter gebüßt; Ignacy hätte ihn ermordet. Das war ihm zuzutrauen. Der Galizier Cyrill, der seit Wochen im Dorfe auf der Bärenhaut lag oder den Weibern nachschlich, ein stutzerhafter, feuriger Geselle, der schön zu singen und noch besser zu „Schwärzen" verstand, hatte es einmal gewagt, als Ignacy in der Schenke finster vor sich hinbrütete, den Hund an sich zu locken und ihn betrunken zu machen. Ignacy warf sich, als er die Unthat merkte, wüthend über den Frevler und züchtigte ihn; er hätte ihn umgebracht, wenn sich die Anderen nicht dazwischen geworfen und die beiden Gegner getrennt hätten. Von dieser Stunde an mied Ignacy die Schenke, er lebte nur sich und seinem Hunde. Wie oft nicht kraute er dem treuen Thiere den zottigen Nacken; wie oft nicht schmückte er ihn mit dem rothen Band. Da traten dem häßlichen Burschen die Thränen in's Auge; er schluchzte konvulsivisch auf, und es tönte wie „Sascha" durch sein Stöhnen. In solchen Augenblicken war es, als ob der Hund den Schmerz seines Herrn verstände; er schmiegte sein zottiges Haupt an Ignacy Knie und blickte ihn traurig an. Ward das Stöhnen gar zu arg, dann heulte

der Hund klagend mit; Ignacy beherrschte sich dann und tröstete seinen Hund. Oftmals trieben sich die Beiden stundenlang im Gehölz umher; der Hund war ein so guter Treiber als sein Herr passionirter Wilderer war; doch der Krug geht so lange zu Brunnen bis er bricht. Ignacy wurde beim Wildern ertappt; der Gutsherr verhörte ihn selbst.

„Weshalb wilderst Du?" herrschte er ihn an.

Ignacy schwieg, aber in seinen durchdringenden Blicken, die der Gutsherr zu verstehen schien, lag die Antwort. „Ich verzichte auf Deine Bestrafung, aber Gewehr und Hund sind mein!"

„Der Hund, niemals, Herr! Dieser Hund nicht: er ist von ihr, Herr! Am Tage des heiligen Ignacy, kurz vor Euer Abreise, es ist schon lange her, schenkte sie ihn mir; Sascha, Herr, wäre heute mein Weib, wären die Wölfe nicht. Diesen Hund gebe ich nicht, es wäre Dein Unglück, würdest Du ihn mir stehlen!"

Der Edelmann biß sich auf die Lippe, als er seinen ehemaligen Jagdgehilfen so sprechen hörte; er entließ ihn ohne Strafe, auch seinen Hund gab er ihm mit und das Gewehr.

Wieder war der Schnee gefallen; das Raubzeug im Walde wurde vom Hunger geplagt; die Wölfe wagten sich in die Nähe des Dorfes. Ignacy war jetzt ein anderer; mit Pickel und scharfem Spaten grub er Fanggruben, die er sorgsam mit Reiser und Büschen bedeckte, auf die er Fleisch legte oder die er zur Lockung mit frischem Blut bestrich. Nicht die Fangprämie, sondern der Haß war es, der Ignacy zur Jagd auf die Wölfe begeisterte, deren er mehr erlegt hatte, als alle Jäger in der Umgegend zusammen. Der Haß hat bekanntlich viel Glück; Ignacy fing in seinen Fanggruben drei Wölfe, zwei davon schoß er todt, den dritten fesselte er kunstgerecht. Es war ein Festtag für das ganze Dorf, als Ignacy seine Wölfe zum Schulzen brachte. Zur Feier dieses Tages ging Ignacy wieder einmal in die Schenke; in derselben saß der hübsche Galizier und in seiner Gesellschaft die leichtfertigsten Weiber des Dorfes, denn Cyrill wußte die Zeit zu verkürzen, war freigebig und immer lustiger Laune, und so etwas gefällt jenen Frauen.

Diesmal erzählte Cyrill von der schönen Sascha, die reich und vornehm in Warschau lebe und das schönste Gespann weit und breit besitze. „Von den Wölfen ist nur ihre Tugend zerrissen worden," witzelte er und die neidischen Weiber spendeten ihm Beifall. Als Ignacy eintrat, warf man sich seltsame Blicke zu und man schwieg von Sascha, dafür aber verschwur sich Cyrill hoch und theuer, daß er demnächst den gefährlichsten Wolf weit und breit erlegen werde. Ueber Ignacys Gesicht, in das Kummer und Schmerz tiefe Runen gemeißelt hatten, huschte ob des Prahlens ein verächtliches Lächeln, doch er stand weder Rede noch Antwort.

* * *

Und der Galizier hielt Wort; als der Mond im Südost des Himmels stand, eilte er mit einer Kugelbüchse bewaffnet aus der Schenke . . . Am andern Morgen fand Ignacy seinen Hund erschossen auf dem Felde liegen; in der Schenke hänselten die Weiber den Galizier wegen seines Meisterschusses. Er nahms nicht übel und die Schenke erdröhnte vom Gelächter der Spötter. Derweil saß Ignacy gebrochen an dem Kadaver seines Hundes; der kummervolle arme Bursche weinte dem treuen Freunde bittere Thränen nach. Spät in der Nacht schlich er sich mit der Last des Kadavers, den er in einen Sack geborgen hatte, hinauf an den Kirchhof, an dessen Mauer er hastig ein Grab schaufelte.

„Du warst treuer als Menschen, besser als sie; du sollst hier ruhen, denn die Nähe geweihter Erde hat Dir Deine Treue verdient," murmelte er; als er das Grab geschaufelt hatte, legte er sorgsam den todten Hund hinein, alsdann betete er; nach dem Gebet schaufelte er das Grab wieder zu und schritt dann langsam der Schenke zu. Im Dorfe lag alles im tiefsten Schlummer, nur in der Schenke war noch Licht. Ignacy blickte durchs Fenster. Der Galizier saß drinnen, trunken und müden Blicks; Ignacy verbarg sich hinter einer Pappel; von Zeit zu Zeit tastete er nach seiner Tasche, in der sich Hammer und Nägel befanden.

Es war klirrend kalt; der Mond verschwand hinter Schneewolken. Nach einer Stunde öffnete sich die Thür der Schenke; der Galizier schwankte nach rauhem Gruß seiner Wohnung zu; Ignacy schlich ihm nach. An einer einsamen Stelle überfiel er den Trunkenen, warf ihn zu Boden, steckte ihm einen Knebel in den Mund und schnitt ihm mit grausamer Geschicklichkeit beide Ohren ab, die er grell auflachend an die nächste Pappel annagelte, dann flüchtete er dem Gehölze zu. Kälte und Verzweiflung trieben ihn in sein trostloses Heim; er zündete die Thranlampe an, kramte in der morschen Schublade herum, zog das knallrothe Band hervor, mit dem einst Sascha den Hund geschmückt hatte und preßte es stöhnend an die Lippen. Galt es nur dem Hunde allein . . . Aber er hatte es sich mit tausend Eiden geschworen, nie mehr ihrer zu gedenken und Ignacy hielt seinen Schwur . . . Dann barg er das Band an seiner Brust. In der Ecke lag ein Strick; er ergriff ihn, warf ihn über den Haken an der Thürpfoste, bekreuzigte sich und . . . als die Sonne am Himmel stand, hatte Ignacy ausgelitten . . .

* * *

Einige Tage später scharrten sie in ungeweihte Erde, dicht neben seinen Hund, den Selbstmörder; in der Schenke aber gab der Galizier, der mit seinem verbundenen Kopfe gräßlich aussah, die Geschichte der schönen Sascha zum Besten; er hatte diesmal wenig Glück bei den Weibern. Sie wußten ja, daß der Tolle ein gar strenges Gericht mit der Schönheit des Galiziers gehalten hatte; einen Mann ohne Ohren aber kann man weder lieben noch heirathen. Die hübsche Nuscha meinte lachend, als sie der Galizier wieder, wie so oft schon küssen wollte, er solle erst kommen, wenn ihm die Ohren wieder gewachsen wären. „Hi! hi!" kicherte Maruschka, „paß' auf, daß sie Dir nicht zu lang wachsen."

Unter dem dröhnenden Gelächter der Männer und Weiber verließ der Galizier fluchend die Schenke; wenn ihm fortan ein Hund begegnete, gab er ihm einen Fußtritt; die Ohren sind ihm deshalb doch nicht wieder gewachsen; auch sein Glück bei den Weibern ist nicht wieder gekommen. Und das thut weh! . . .

---

* **Ueber Friedrich den Großen als Sammler** theilt Paul Seidel im jüngsten Heft des „Jahrbuches der königlich preußischen Kunstsammlungen" auf Grund archivalischer Studien viele bemerkenswerthe Einzelheiten mit. Von den Anschaffungen des Königs ist vieles verloren gegangen. So ist ein guter Theil der erworbenen Gemälde bei der bekannten Plünderung Charlottenburgs durch die österreichischen und sächsischen Truppen am 9. Oktober 1760 entführt oder vernichtet worden. Nach dem eingehenden Bericht des damaligen Kastellans sind aus mehreren Zimmern, dem Schreibkabinet des Königs, der Grisdelinkammer, der Konzertkammer, die aus den Rahmen genommenen Bilder von den österreichischen Offizieren eingepackt und geraubt worden. Andere Bilder von Watteau und Lancret wurden vollständig zerschnitten. Ein kleines Bild von Chardin fand man später im Garten wieder auf. Zahlreiches Porzellan, Gobelins, seidene Tapeten, Möbelbezüge und ganze Möbel wurden mitgeschleppt und zudem geradezu vandalische Zerstörungen vollführt. Eins der besten Bilder Watteaus, das Firmenschild des Gersaint, blieb zum Glück zurück, anscheinend weil es für den Transport zu groß war. Aus einer Reihe von Rechnungen, die Seidel mittheilt, geht hervor, welche Kunstwerke der König durch den Grafen Rothenburg, durch den Agenten Petit und durch Vermittelung der Berliner Kaufleute Girard und Michelet in Paris ankaufen ließ, Gemälde von Watteau, Pater, Lancret, Chardin, de Cazes, de Largillière, de la Fausse, kostbare Möbel, Uhren u. s. w. spielen in diesen Rechnungen eine Rolle. Viele von diesen Kunstwerken sind in den königlichen Schlössern noch jetzt nachweisbar, unter ihnen auch der schöne Cartonnier aus Cedernholz und Bronze in Sanssouci, der auf der „Ausstellung von Kunstwerken aus dem Zeitalter Friedrich des Großen" allgemeine Bewunderung erregte und den Friedrich selbst derart schätzte, daß er von ihm durch den Dekorationsbildhauer und Hoftischler Melchior Kambly eine Kopie anfertigen ließ, die er am 20. August 1749 mit 1800 Thalern bezahlte. Bemerkenswerth sind auch nach Seidels Mittheilungen die Rechnungen der Gemälde-Restauratoren. Aus ihnen geht hervor, daß Sanssouci bereits im Jahre 1750 in derselben Weise mit Gemälden geschmückt war, wie es Nicolai 1786 beschrieben hat, und wie sie noch heute geblieben sind, abgesehen von den Zuthaten aus der Zeit, da Friedrich Wilhelm IV. Sanssouci bewohnte. Auch beweisen diese Rechnungen, daß eine Reihe von Bildern Watteaus, deren schlechte Erhaltung man bisher der Verwahrlosung und unzweckmäßigen Behandlung unter Friedrich dem Großen zuschrieb, sich schon damals in scheinbar trostlosem Zustande befand. So wird der Zustand der in der kleinen Gallerie von Sanssouci befindlichen Dorfhochzeit von Watteau wie folgt beschrieben: „Ein Watteau von 108 Figuren, Hochzeitspaar, das zur Trauung geführt wird, welches durch Gesichter, Hände und Gewänder gerissen gewesen und man geglaubt hat, daß solches von Papier aufgeschnitten und aufgeklebt gewesen, solches mit großer Mühe und Fleiß wieder in guten Stand gesetzt, woran hätte billig 150 Thaler daran gedienet, 100 Thaler." Augenblicklich wird dieses fast ganz verdorbene Bild von dem Restaurateur A. Hauser wieder in Stand gesetzt, soweit das überhaupt noch möglich ist.

* **Die Heilung des Wechselfiebers** (Malaria) durch Chinin ist eine der ältesten und stolzesten Errungenschaften der praktischen Heilkunde. Man wußte auch seit langem schon, daß in dem Chinin das spezifische Heilmittel gegen die Malaria gefunden sei. Nur über die Art der Wirkung war man im Unklaren. Zumeist hat man angenommen, daß das Chinin die Malaria durch Beeinflussung des Nervensystems heile. Erst in jüngster Zeit haben wir die richtige Aufklärung über den Vorgang der Heilung bekommen. Der Fortschritt ist angebahnt worden durch die Entdeckung des Erregers des Wechselfiebers, welche das Verdienst des französischen Militärarztes Dr. Laveran ist. Er fand 1880 beim Studium der Malaria in Algerien im Blute der Kranken einen Parasiten, der jetzt allgemein als Erreger des Wechselfiebers anerkannt ist. Im Gegensatz zu der großen Mehrzahl der kleinen Lebewesen, die wir als Krankheitserreger kennen gelernt haben, gehört dieser Mikroorganismus nicht zu den Pflanzen, sondern zu der niedrigsten Thierklasse, den sog. Protozoen. Es ist eine Amoebe, die in den rothen Blutkörperchen des Menschen schmarotzt; sie ist mit großer Bewegungsfähigkeit begabt und macht ihren ganzen Entwickelungsgang vom Keimling bis zum ausgewachsenen Individuum innerhalb des menschlichen Blutes durch. Die verschiedenen Entwickelungsformen des „Malariaplasmodium," die besonders von italienischen Forschern wie Celli Marchiafava, Golpi u. a. studirt worden sind, bieten dem Auge des Beobachters unter dem Mikroskop ein sehr mannigfaches Bild dar. Man weiß, daß den verschiedenen Typen des Wechselfiebers (Quotidiana, Tertiana, Quartana) auch verschiedene Formen des Plasmodium zu Grunde liegen. Nachdem der Krankheitserreger gefunden war, lag es nahe, die Einwirkung des Chinins auf ihn zunächst experimentell zu prüfen. Das ist geschehen und zwar mit dem Erfolge, daß man die Malariaparasiten aus dem frischen Blute von Malariakranken unter der Einwirkung verdünnter Chininlösung absterben sah. Es findet offenbar eine Lähmung der Parasiten statt. Noch deutlicher hat sich aber die Einwirkung des Chinins auf die Malariaplasmodien bei der Beobachtung des Blutes von Malariakranken selbst, die mit Chinin behandelt wurden, herausgestellt. Schon wenige Stunden nach der Aufnahme des Chinins sieht man die Plasmodien innerhalb der rothen Blutkörperchen in Körnchen zerfallen, sie verlieren ihre Bewegungsfähigkeit und Färbbarkeit. Die Bildung neuer Sporen hört auf und die noch vorhandenen vermögen sich nicht mehr zu vollen Amoeben zu entwickeln. Giebt man das Chinin vor dem drohenden neuen Fieberanfall, so findet die sich neu bildende Amoebe das tödtliche Gift im Blute schon vor, sie stirbt ab, und darum tritt der Anfall nicht ein. Die Heilung keiner anderen Krankheit ist zur Zeit wissenschaftlich so fest begründet als die des Wechselfiebers.

Verantwortlicher Redakteur: E. R. Liebscher in Posen. — **Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.**